

(Nachdruck verboten.)

16]

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Wie dann der Hansgirgl mit dem dampfenden Wasser ankam, wusch der Schmied den Gaul sorgfältig, und hinterher deckte er ihn mit heißen Säcken zu und sagte dem Lenz, er solle das noch einigemal tun. Wie er aber dem Schimmel heißen Baldriantee eingab und alles das ziemlich lange dauerte, sagte die Mezin, sie könne auch gehen, wenn man sie nicht brauche, und sie wäre nur dem Schormayer zu Gefallen gekommen und hätte wohl lieber geschlafen.

Da schaute der Deindl alle Anwesenden vorwurfsvoll an und meinte, man sollte die Leute nicht holen, wenn man ihre Hilfe nicht annehme, und es würde aber den Bauer noch lange reuen.

Der Schormayer mußte der Alten gut zureden, bis sie sich dazu hergab, als letztes Mittel noch ihren Spruch zu geben.

Sie stellte sich neben den zitternden Gaul und lispelte mit ihrem zahnlosen Mund den Vers:

„Jerusalem ist eine schöne Stadt,  
Darinnen Jesus Christus gekreuzigt ward.  
Er ward gekreuzigt mit Wasser und Blut,  
Das ist für Würmbeißer und Darinricht gut.“

Und dreimal wiederholte sie:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Dabei strich sie jedesmal mit der Hand über den Rücken des kranken Tieres.

Alle sahen voll Scheu zu, und indes sie die Hüfte abnahmen, machten sie auf Stirn, Mund und Brust das Zeichen des Kreuzes.

„Amen!“ sagte der Deindl mit tiefer Stimme. „Und jetzt feht nix mehr, Schormoar; werst d' as seh'n.“

„Hoffatli. Und i dank da recht schö, Mezin, daß d' femma bischt.“

Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche, aber die Alte wehrte ernsthaft ab.

„Daß guat sei! I nimm nix für dö's!“

„No, nacha schick i dir scho was abi, Schmalz und an Koab (Raib) Brod.“

„Dös brauchst 's it. Guat Nacht beinand!“

Sie humpelte aus dem Stall, und auch die anderen richteten sich zum Gehen.

„Dana muach halt Bach halt'n,“ sagte der Schmied, „und wenn's grad waar, daß a si schlechta herschaugt, na müast's mi halt aus 'n Bett außa hol'n. I kimm geen wieda.“

„Es werd it schlechta; jetzt is 's scho g'wunna,“ versicherte der Deindl.

Sie gingen, und in der stillen Winternacht hörte man noch von weit her ihre Stimmen, indem der Deindl die tiefe Wissenschaft der Mezin lobte und der Schmied seine Ansicht über die Krankheit äußerte.

Der Schormayer schaffte noch an, daß sich der Lenz und der Hansgirgl bei der Nachtwache ablösen sollten, und wollte über den Hof ins Haus.

Da trat ihm die Benzi in den Weg.

„I muach da was sag'n, Vaua.“

„Sag ma 's morg'n; jetzt is koa Zeit.“

Sie fing zu weinen an.

„Jetzt woach i ma koa Hülf gar nimma; und mi is do koa Stuck Viech, daß ma sie umanand schlag'n lass'n muach...“

„Wer hat di g'schlag'n?“

„D' Urschula, und an Sadern hot f' ma um 's Mäu um g'haut, daß i no g'schwoll'n bi...“

„Sabi's halt wieda streit'n müass'n, ös damischen Weibsbilda!“

„Wer hot g'stritt'n? Koa Wort hon i g'sagt, und g'rad desz'weg'n hot si mi g'schlag'n, weil's d' ma du die heilinga drei Kinni (König) auf d' Kammathür aufi g'schrieb'n hoscht...“

„I'weg'n nix andern?“

„Na, bal i d' as amal sag', und an nass'n Sadern haut

f' ma'r um 's Mäu, daß ma 's Feua so de Aug'n wega ganga is...“

„Dös sagst d' ma all's morg'n!“

„Ja, morg'n! Des (Ihr) fahrt's wieda mit 'n Holz, und i waar (wäre) alloo mit ihr!“

„De werd di it fress'n!“

„I trau ma nimma, z' bleib'n. I sag d' as, wia's is; de that ja mit mir, was i' gern möcht, und i laß all's lieg'n und steh' und laß dabo.“

„De zwoa Wocha bis Diachmeß werst d' as no aushal'n.“

„I trau ma nimma, und i muach da'r a so was sag'n.“

„Wos denn?“

Benzi preßte beide Arme vors Gesicht und weinte und schluchzte jämmerlich.

„Ja, red halt!“

Da schnupfte die Magd auf und sagte zögernd und mit leiser Stimme:

„I glaab, i bi in da Hoffnung.“

„Wos? Wia dö's?“

„Ja, woacht as scho!“

„Simmasaggera! Du, paß auf, mach mi da koan Pflanz (Geschichte) it vor!“

„Was brauch i dir denn vorz'macha! Dös sell werd si scho aufweis'n, und bal mi so beinand is, haut oan de ander wia'r a Stuck Viech!“

„Kreuz Teufel! Wia gang nacha dö's, daß du...“

„Bata!“

Die Stimme der Ursula gellte vom Hause her, und aus der offenen Tür drang ein Lichtschein in den Hof.

„Geh zua! Sinscht siecht i' mi,“ flüsterte Benzi und huschte weg.

„Bata! D' Supp'n is firtli!“

„Blärr' it a so, du Loas (Sau)!“ schrie der Schormayer zornig zurück und ging auf das Haus zu.

„I hon it g'wisst, daß du im Hof umanand stehst, sinscht hätt i wohl it so g'schrie'n,“ sagte Ursula.

„I steh dir scho umanand, dir! Wo hoscht mei Ess'n?“

„In da Kuch'l halt.“

„Tragst d' as in d' Stub'n eini!“

„Warum nacha?“

„Weil i di net seh'n will, du grob's Viech, dul!“

Er schlug die Tür hinter sich zu.

„Hat f' scho wieda g'ratscht? Dös zahl a da hoam!“ sagte Ursula vor sich hin, indes sie Schüssel und Teller in die Stube trug und einen Löffel klirrend daneben auf den Tisch warf.

Der Schormayer hörte sie nicht.

Er stand in seiner Kammer und schaute zum Fenster in die Nacht hinaus.

Der Mondschein lag voll auf den verschneiten Feldern, und sie glitzerten, als hätten alle Engel Diamanten darauf gestreut.

„I glaab, i bin in da Hoffnung.“

So is recht!

### Behntes Kapitel.

Am andern Tag klingelte zeitig in der Früh ein sauberes Schlittengespann durch Kollbach; und wer gerade am Fenster stand, schaute ihm gerne nach. Die Pferde hatten blaue und rote Federbüsche aufgesteckt und ein helltönendes Geläute umgehängt und gingen auch darum einen stolzen und vornehmen Trab.

Im Schlitten saß ein aufgeputztes Frauenzimmer, von dessen seidenem Kopfstücke stattliche Zipfel in die Luft hineinflaterten; auch war es in einen feiertäglichen Schal gehüllt und so vernummt, daß man es nicht erkennen konnte; daneben saß ein junger Bauernmensch von hagerem Gesichte, aus dem eine scharfe Hakennase vorsprang, und er trug auf dem Gute ein buntes Sträußel.

Weim Schormayer bog der Schlitten in den Hof ein und hielt, und derselbige junge Mensch knallte stolz mit der Peitsche, daß die Ansahrt ein nobles Ansehen hatte.

Da kam auch gleich der Lenz, der wegen des kranken Gauls doheim geblieben war, aus dem Stalle, und die Ursula trat unter die Haustüre.

Ihr Gesicht zog sich in Fröhlichkeit auseinander, als sie

die Gäste erkannte: das Basel, die Schneiderbäuerin von Arnbach, und den jungen Brücklbauern, Kaspar Eichinger von Hirtlbach.

Die Ursula tat, wie sich 's gehörte, geschämig und erkaunt und nicht wissend, warum diese zwei willkommenen Menschen auf Besuch erschienen.

„Ja, Basel, bischt du do? Was treibt denn di daher?“

„I ho 's geschting (gestern) aa no it an Sinn g'habt, aber der sell hot ma loan Ruah it lass'n, und i muaf mit eahm uma fahr'n.“

Sie deutete lachend nach dem Kaspar hin, der mit Hilfe des Lenz seine Pferde ausspannte.

„Aba geh no grad eina in d' Stub'n, Basel, und warm di auf! Du muaf it schlecht g'fror'n hamm.“

„Es is heunt nimma so kalt, aba beim Ofa is besa bischrier'n (sich streiten). Du, Kascha, i geh darwei mit da Urshula eini; du kimmst nach.“

„I kimm scho,“ sagte der Kaspar mit Ruhe und führte hinter dem Lenz einen Gaul in den Stall.

Sie hingen hier die Pferde an, versorgten das Geschirr und erst als die Arbeit getan war, fragte der junge Brücklbauer:

„Du bischt da Ursula ihr Bruada? Gel?“

„Ja. Und wo bischt du her?“

„Vom Brückl z' Hirtlbach. Du werst d' as scho deut'n Finna, z'weg'n was i do bin?“

„A wengl was hat ma d' Urshula g'sagt.“

„Bal allsammete stimmt, kunt'n mi heunt riacht wer'n.“

„Ja — ja.“

„Is dei Bata dahoam?“

„Na, der is ins Holz aufi, Bamm (Holz) fahr'n. I muaf dahoam bleib'n, weil ins a Gaul frank vor'n is.“

„Der da?“

Sie standen vor dem Schimmel, der noch in Decken eingehüllt war.

„Ja. Heunt schaugt a si besa her; geschting hot ma graust.“

„Er werd scho wer'n. Wann moanst denn, daß bei Bata hoam kimmst?“

„An Namittag amal kimm a scho.“

„Saggera, dös werd lang! No, heunt is nia niz mehr dojam.“

Der Brückl Kaspar biß mit starken Zähnen die Spitze feiner Zigarre ab, und indes er sie ausspuckte, fragte er:

„Du, paß auf, vielleicht ko'scht ma du an Auskunt geb'n, wia vui daß d' Urshula friaget?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Saras Abenteuer.

Von Pierre Milie.

Samba Tاراوَرé, der in Senegal als Tirailleure gedient und nun in Wole in an der Pfefferküste die Stellung eines Polizeiwächters einnahm, hatte die Gewohnheit, jede Nacht auf dem weichen Uferstrand unterhalb der Promenade des Gouverneurs zu schlafen. Er erwachte an dem Tage, an dem sich die Dinge ereigneten, von denen ich hier erzählen will, etwas früher als gewöhnlich mit dem unbestimmten Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Seine rechte Hand, die Samba während des Schlafes stets über die Augen legte, um sie vor dem schädlichen Einflusse des Mondes zu schützen, fiel schwer auf den weichen Boden zurück. Sofort erhob sich ein eigentümlich unheimliches Geräusch, es war, als ob der blaugrünlliche Boden, auf dem der große Regler lag, plötzlich lebendig geworden sei und sich schnell nach allen Seiten zurückzöge. Durch die Bewegung des Erwachenden erschreckt, ergriffen Tausende von Krabben, mit denen die Westküste Afrikas überbevölkert ist, eiligst die Flucht. Mit wütend zischendem Geräusch, eine über die andere weghastend, flohen diese häßlichen schnellen und doch ungeschickten Tiere nach allen Richtungen auseinander. Es war aber nicht die Gegenwart der Krabben, die in Samba Tاراوَرé das Gefühl erweckte, als ob etwas nicht stimme. Er kannte diese unreinen Tiere sehr genau und hatte keine Angst vor ihnen. Aber von der Seite des „Missieu Directeur la Douane“ gehörigen Gartens drangen leise Klagende Töne zu ihm hin. Man erkannte an der dünnen, schwachen Stimme, daß es ein kleines zartes Wesen sein müsse, das da bitterlich weinte und dem jedenfalls ein schweres Leid widerfahren sein mußte.

Samba erinnerte sich sofort seiner Pflichten als Hüter der Ordnung der Bewohner Woles. Er erhob sich schnell, um zu sehen, was es gäbe.

Ganz nahe dem großen Hause der Douanen lauerte ein kleines schluchzendes Regermädchen am Fuße eines Mangobaumes. Sie war

kaum zehn Jahre alt. Ihre nackten Brüstchen, die noch nicht ganz entwickelt waren und die wie kleine wilde Birnen aussahen, hoben und senkten sich stürmisch, sie schluchzte verzweiflungsvoll und hielt den Kopf so tief gesenkt, daß die Wirbelsäule ihres Rückens sich wie ein Kettchen auf ihrer schwarzen Haut abzeichnete.

„Nicht wohl sein?“ fragte Tاراوَرé.

Sie erhob den Kopf ein wenig und er erkannte sie. Sie war Sara, die kleine „Mouffo“, die das englische Waisenhaus in Free-town an Madame Auguet, die Frau des Polizeinehmers, abgetreten hatte.

Ganz verstört blickte das arme Kind zu ihm auf und sagte endlich:

„Nicht gut, nicht gut, sterben wollen!“

Sich mühsam erhebend, deutete das schmerzgefüllte kleine Wesen, das wie eine lebende Puppe vor ihm stand, auf seine Hüften. Ein schmaler Streifen von blauem Baumwollentoff, der um ihre dünne Taille geschlungen war, verhüllte sie nur halb, und über ihre mageren Glieder, auf die Knie und herab auf die Knöchel rieselten zwei Blutbäche, zwei schredliche, schon halbgeronnene Blutbäche. Samba verstand. Aber er war Muselman, und seine Religion, wie die Sitte seines Volkes legte ihm, Frauen gegenüber, die größte Zurückhaltung auf, solange sie nicht durch einen richtigen Kontrakt käuflich erworben oder als Kriegsbeute ihm zugefallen waren. Er jagte deshalb kein Wort. Aber er ging zu der verschlossenen Türe des Zollhauses und klopfte gegen die Läden. Herr Auguet, in weiter Hofe und einer Jacke aus rosa Baumwollentoff, erschien auf der Veranda der ersten Etage und Frau Auguet in leichtem Musselinüberwurf folgte ihm. Ihr Haar war schon ergraut, aber ihre guten naiven Augen und ihr rundes, frisch aussehendes Gesicht, dessen blühende Farben kaum vom dem Klima gelitten hatten, verliehen ihr ein beinahe jugendliches Aussehen.

„Kleines Mouffo-Sara halblaputt!“ meldete Samba kurz und mit ruhiger Stimme.

„Was?“ rief Herr Auguet.

„Kleines Mouffo-Sara halblaputt!“ wiederholte Samba Tاراوَرé.

„Was sagt er,“ frug Frau Auguet, die das Argot der Tirailleure noch nicht gut verstand.

„Er sagt, daß Sara vergewaltigt worden sei,“ erklärte Herr Auguet, der ganz bleich geworden war. Sich an Samba Tاراوَرé wendend, fuhr er fort:

„Gole sofort Herrn Toubeau herbei.“

Toubeau, das war der Polizeikommissar. Samba grüßte militärisch und marschierte ab, ganz wie ein richtiger weißer Soldat. Frau Auguet schloß Sara in ihre Arme und führte sie in ihr Zimmer.

„Mein Kind, mein armes kleines Mädchen,“ sagte sie, „hast Du große Schmerzen?“

Nun gab Sara sich rückhaltlos ihrem Kummer hin; heiße Tränen überfluteten das Gesichtchen, und ihre Augen, ihre großen braunen Augen, diese schönen, nicht ganz menschlichen Augen der Schwarzen, die zuweilen den unschuldig Klagenden Ausdruck eines gequälten Tieres annehmen, blickten zärtlich und vertrauensvoll zu ihrer Schützerin auf. „Mama,“ schluchzte sie, „o Mama, Mama.“ Dieses Wort ist dasselbe in fast allen Sprachen der Erde. Es entsteht in ganz natürlicher Weise um die Zeit, wo die kleinen Kinder das erste durch das Wachsen der Zähne entstehenden Schmerzen in ihrem brennenden Zahnfleisch empfinden; es ist ein Schmerzensschrei; er ruft die Mutter herbei. Und sie fahren fort, Mama zu sage; es ist das Wort, womit sie durchs ganze Leben die Mutter rufen. Das ist die Entstehungsgeschichte des ersten und heiligsten Wortes, das die Kinder der Menschen je gestammelt haben. Erst nachdem die Kleine aufgehört hatte zu weinen und anfang, sich etwas zu beruhigen, stiegen die Tränen in die Augen der guten Frau Auguet. Sara schlief ein, — das arme Kind hatte ja keine Ruhe gefunden seit — seit das Schredliche passiert war.

Als sie erwachte, stand ein großer, dickbäuchiger Mann mit schwarzem Schnurrbart vor ihr, der einen weißen Dolman mit goldnen Knöpfen trug. Sie stieß einen lauten Schrei aus.

„Habe keine Angst,“ sagte Frau Auguet, „es ist der Polizeikommissar. Es ist der Polizeikommissar. Es ist Deines Wohles wegen, daß er hier ist.“

Und Herr Toubeau rief:

„Ach die Kanaille! Wo ist das Schwein, das so etwas verüben konnte? Vorwärts, Kleine, redel! Hast Du ihn gesehen?“

Aber Sara umklammerte Frau Auguets Hals mit ihren Armen und schluchzte wieder herzbrechend, ohne zu antworten.

„Nun, wer war es,“ fuhr der Polizeikommissar fort, „ein Schwarzer, nicht wahr? Einer dieser schmutzigen Schwarzen, was?“

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen und in eine der seinen gelegt, mit der anderen hob er Saras Kinn empor und zwang sie, ihn anzusehen. Das schmale, schwarze Gesichtchen erlebte vor Angst.

„Du hast ihn nicht erkannt? Du hast ihn wirklich nicht erkannt?“

Sie blickte ihn ganz entsezt an und machte ein verneinendes Zeichen.

„Sie machen ihr Angst,“ sagte Frau Auguet.

„Sie wird nichts sagen,“ antwortete der Kommissar. „Ich kenne sie, sie sind alle so. Aber ich werde es erfahren, ich werde es schon herauskriegen! Ich werde meine Untersuchungen anstellen.“

Die Pflicht der Höflichkeit forderte, daß Frau August Herrn Loubeau ein Frühstück anbot. Er trant zuerst einen Absinth, dann einen Cock-tail. Zur Rechten der Hausfrau sitzend, tat er ihren guten Gerichten alle Ehre an und erzählte dabei, wie er von morgens bis abends im Dienste tätig sei. Und daß man ihm allein für die Sicherheit der Stadt zu danken habe.

Auf seiner breiten Brust schimmerte ein kolonialer Orden, auf den er von Zeit zu Zeit wohlgefällig herabblinnte. Er sprach ganz entrüstet über die Lasterhaftigkeit der Schwarzen.

„Und die der Weißen?“ sagte Frau August traurig.  
„Die Weißen,“ antwortete Herr Loubeau. „Glauben Sie, daß es vielleicht ein Weißer gewesen ist, der — aber ob es nun ein Weißer oder ein Schwarzer gewesen ist, das ist mir vollständig gleichgültig. Ich weiß, was meine Pflicht ist, und ich werde sie erfüllen. Solch ein Schwein! Ich werde die Sache auf das strengste untersuchen. Um fünf Uhr, gnädige Frau, werden Sie von mir hören.“

Er ging endlich fort; die gute Mahlzeit schien seinen gerechten Born nur erhöht und noch reicher gemacht zu haben. Aber man hatte Mühe, Sara wiederzufinden. Sie hatte sich versteckt und wie ein gehektes Tier in ein Winkeln zwischen einem Ruhebett und der Wand verkrochen. Dort lag sie zusammengekauert wie ein Häufchen Unglück; ihre Angst schien sich noch vergrößert zu haben.

Frau August sagte zu ihrem Mann:  
„Laß mich mit ihr allein, willst Du? Die Männer machen Ihr Angst — seht,“ sehte sie mit leiser Stimme hinzu.

Nachdem Herr August sich entfernt hatte, tat sie das, was das einzig Richtige war, weil sie eine Frau, eine gute und mütterliche Frau war. Sie nahm das Kind liebevoll auf ihren Schoß. Und Sara, die wieder ganz eine kleine Wilde geworden, umklammerte ihren Hals mit beiden Händen, legte das Gesichtchen auf die Schulter, klammerte sich mit den Beinen fest um die Hüften der Frau, in deren Schutz sie sich völlig geborgen glaubte, und nahm die Lage ein, in der die Mütter an den Ufern des Fatala, wo sie geboren war, ihre Kinder zu tragen pflegen. Nachdem sich Sara völlig beruhigt hatte, ließ sie sich mit einem schönen Stoff umhüllen, einem Stoff, auf dessen grünem Grund viele rote und gelbe Blumen prangten und der wie eine blühende Wiese zur Regenzeit aussah. Als dann Sara endlich dankbar die ihr gebotenen Zudersüßchen annahm und zu knabbern begann, sah Frau August, daß sie keine Angst mehr hatte. Dann erst fragte sie ganz leise:  
„Der Mann, der Mann von dieser Nacht, — kennst Du ihn?“

„Ich Mann kennen,“ antwortete Sara, „und Du auch Mann kennen.“

„Ich kenne ihn?“ fragte Frau August tief erschrocken.

„Ja,“ nickte Sara, „ist Kommandant und essen hier!“  
In den Augen dieser Schwarzen sind alle Weißen, die irgendein Amt bekleiden, Kommandanten. Ein entsetzlicher Verdacht stieg in Frau Augusts Seele auf: ihr Mann also — ihr Mann? Ach, was kann man nicht alles erleben!

„Sage mir, wer es ist, sage mir, wer es ist?“

In ihrer Erregung hatte sie die Stimme erhoben, und Sara, die wieder an allen Gliedern zitterte, gab keine Antwort. Frau August beherrschte sich und sprach der Kleinen mit sanfter Stimme zu:

„Sei doch ruhig, ich bin doch jetzt bei Dir! Wer könnte Dir ein Leid zufügen, solange ich bei Dir bin? Komm, sei gut, sage mir, wer es ist?“

Sara deutete auf einen Platz des jetzt abgetragenen Speisetisches und sagte:

„Da gefessen, mit Dir gefessen, ganz nahe bei Dir . . .“  
„Der Polizeikommissar?“ rief Frau August ganz vernichtet.

„Ja,“ sagte Sara.  
Da nach diesem Geständnisse sich nichts weiter ereignete und auch der Grund ihrer Furcht, der Herr Polizeikommissar, nicht sofort erschien, um sie tokmachen und aufzueffen, so beruhigte sich die Kleine und vernabberte den Rest ihres Zuders.

Pünktlich um fünf Uhr — wie er versprochen — stellte Herr Loubeau, der Polizeikommissar der Stadt Volé, sich wieder ein. Seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, wie dies nur natürlich, wenn man den ganzen Tag ehrlieh gearbeitet hat. Samba Taroaré begleitete ihn barsüßig wie immer, aber da er doch im Dienst war, hatte er seinen blauen Dolman über der schwarzen Haut fest zugeknöpft.

„Ich habe ihn noch nicht gefunden,“ erklärte Herr Loubeau, „aber ich werde ihn finden. Ach, ein so brutaler Kerl! Ein Kind zu vergewaltigen — ein armes, hilfloses Kind! Aber ich werde ihn schon finden, ich werde ihn zur Stelle bringen, und wenn es der Gouverneur selber sein sollte. Ich werde ihn an Händen und Füßen gefesselt hierhin führen, eine solche Kanaille.“

„Die Kleine sagt, daß Sie selbst es gewesen,“ hauchte Frau August mit leiser, zitternder Stimme.

Das Gesicht des Polizeikommissars verwandelte sich plötzlich, er erlebte jäh und stammelte ein paar unverständliche Silben, es war, als ob sein Kopf herausgewirbelter Schnurrbart herabfante.

„Das, das hat sie gesagt . . . sie hat das gesagt? . . .“

Aber es war ein ganzer Mann. Diese Anwendung von Schwäche dauerte nur einen Augenblick. Er fand bald seine Geistesgegenwart wieder und sagte mit vollkommener Ruhe:

„Nun denn, ja, ich bin es gewesen! Was bedeutet das? Eine Regerin! Das hat nichts zu sagen.“

Und in würdiger Haltung mit festem Schritt verließ dieser Hüter der Moral und der Ordnung das Haus. Samba Taroaré machte mit ihm lehr, nachdem er ehrerbietig wiederholt:

„Kleine Mouffo-Sara halbsaputt —: das hat nichts zu sagen.“  
Herr August dachte einen Augenblick nach, dann sagte er zu seiner Frau:

„Wenn Du klug bist, so erzähle diese Geschichte keinem Menschen.“

Aber sie hat mir sie doch erzählt.

## Bei den letzten deutschen Bibern.

Von Alwin Rath.

Die Türme von Magdeburg entschwinden hinterm Gezweig des Balbes unseren Blicken und der herrliche Forst mit seinem tiefen Schatweigen, über das die Sonne hoch oben ihr goldenes Leuchten gießt, läßt unser Beggeplauder verstummen. Ein Gefühl, als gäbe es was zu beschleichen, kommt über uns und wir vermeiden selbst mit unserem Fuß die dünnen Aststübe im Wege, die ein Sommerwetter herabgeschüttelt — das leise Knaden könnte uns verraten.

Einem aussterbenden Geschlechte gilt unser Besuch, dessen letzte kostbare Reste hier in diesen Wäldern hausen sollen. Einst als unsere Vorfahren ihm noch mit Speer und Pfeil um seines kostbaren Felles und seines Fleisches halber „auf den Pelz rüdten“, baute der Viber, der kluge Architekt unter unseren Nagern, noch an allen Flußläufen Deutschlands seine Holzburgen. Heute hat man dem Vielverfolgten hier zwischen Magdeburg und Dessau ein letztes Asyl gelassen, wo er als zoologische Kuriosität „volle Bewegungsfreiheit“ hat.

Die allerdings ist ihm seit noch nicht zu langer Zeit erst gesichert. Noch im Winter 1908/1909 wurden mehrere von den letzten Bibern, die sich bei der damaligen Wasser- und Eisnot vom Flusse fortgeschlichtet und verirrt hatten, ganz dicht vor den Toren Magdeburgs von unverständigen Menschen einfach totgeschlagen. Aber auch an den Bauern der Niederungsdörfer hatten sie lange Zeit hohe Gegner, diese stellten ihnen nicht nur ihres teuren Pelzes halber nach, sondern auch weil sie glaubten, daß die Viber die Dammbrüche durch ihre Nagerarbeit verursachten. Jetzt aber hat die Behörde ein Nachwort gesprochen: es dürfen nun nirgends mehr in der Nähe Otternfallen, in die sich die Viber sehr oft versingen, gestellt werden; auch darf überhaupt nicht mehr bei den Viberbauten gefischt werden, um die scheuen Tiere nicht gänzlich zu vertreiben. Würden diese behördlichen Vorschriften nicht strenge innegehalten und verfolgte man etwaige Uebertretungen nicht scharf, wir würden wohl kaum mehr darauf rechnen können, auch trotz der größten Vorsicht einen dieser scheuen Nager zu Gesicht zu bekommen.

Wir bewegen uns mit ängstlicher Behutsamkeit voran, um so mehr, als uns überall das dicke, prächtige Strauchgewirre des Unterholzes den Blick verlegt. Hin und wieder öffnet es sich, oder der Wald zeigt eine Lichtung und in die grüne Dämmerung herein flirren die Länze des Lichtes, die die Sonnenstrahlen auf den blendenden Wasserpiegeln des breit ausgegossenen Altwassers der Elbe ausführen. Wasserrosen träumen im Schattendunkel des Ufergebüsches dicht daneben, und durch die tiefe Stille klingen hin und wieder einige lustige Weisen von Grasmücken, Fliegenschneppern, und munter um die Zweige kletternden Meisen.

Dort liegt, quer über den Wasserarm gestülzt, ein nackter, unten von den Viberzähnen spitz abgemeißelter Baumstamm, an dem nur noch zwei dicke Zweige hängen, während die übrigen schon sämtlich heruntergeholt sind. Nun unsere Blicke sich schon für die Anwesenheit der Viber geschärft haben — hier und dort am Wassertrand hin bemerken wir weitere spitz abgenagte Baumstümpfe — sind wir noch behutsamer.

Etwas weiter am Graben hinauf, wo wieder ein gänzlich unbekannter Baum im Wasser liegt, erkennen wir in der gegenüberliegenden Uferböschung einen heinahe zwei Meter hohen Hügel und bei scharfem Hinblicken auch unterhalb des Wasserpiegels gleich davor einen Zugang zu dieser Viberburg, wie ihn die klugen Tiere stets unter Wasser anzulegen sich bemühen. Mäuschenstill haben wir uns gelagert und halten unsere Blicke nur immer nach dem Viberhaus hinüber gerichtet, das aus Knütteln, dicken Aststümpfen und Schlamm zu einer kuppelförmigen Wölbung zusammengebaut ist. In die Zwischenräume des unregelmäßigen Baumaterials der Kiste ist die erdige Lehm- und Schlammmasse mit dem platten Viber-schwanz hineingeklopft worden.

Aber während wir noch die beobachtenden Augen immerfort zu dieser Holzburg hinüber gerichtet halten, an der sich durchaus nichts rühren will, so daß wir schon annehmen möchten, sie sei verlassen, oder nur ein täuschender Vorposten, da zupst mich plötzlich mein Wandergenosse am Kermel und weist stumm auf eine bestimmte Wasserstelle abseits von dem Bau.

Dort gleitet langsam etwas wie ein Kinderball auf dem Wasser hin. Nun erkenne ich bei genauerem längeren Hinschauen einen dunklen Kopf, fast dem eines großen Kaninchens ähnlich. Kein Laut ist zu vernehmen, kein Auderichlag des Tieres — nur jetzt einmal ein ganz leises Prusten. Das aber lenkt unsere Blicke weiter zurück, und da kommt gleitend ein zweiter heran. Im Kopf sieht man die Augen scheu nach dem Ufer gerichtet, das sie wie nach einem Feinde hin

und wieder abtauchen — als röche uns die prustende Wassernase! Dann aber schauen die kleinen schwarzen Augen wieder beruhigt geradeaus, dem vorausschwimmenden Genossen nach.

Wir dachten, sie würden sich an den Baum heranmachen und die Aeste herunternagen, aber nur einen kurzen Augenblick macht das eine Tier halt und nagt nur wie zum Plätscher ein dünnes Aestchen herunter, das es noch im Wasser wieder wegschwimmen läßt.

Plötzlich aber raschelt es, als diese beiden Wiber verschwunden sind, doch an einem der Hauptäste, in dem man eine lebendige Bewegung des Laubwerks sieht, laut auf. Gleich schwimmt ein bedeutend größerer Wiber — offenbar waren die anderen nur junge Tiere gewesen — um das noch immer in heftiger Bewegung sich befindliche Laubwerk des Astes herum und gibt sich mit einem zweiten Tier, das die Bewegung im Laube verursachen mußte, aber von uns nicht gesehen werden kann, daran, den Ast abzunagen. In einer unglaublich kurzen Zeit ist mit einem Male der Ast frei, schwimmt ein Stückchen zur Seite, und nun erscheint auch der zweite Wiber auf dem Baumstamm, wo er sich schon an einen anderen Ast macht, während sein Gespöñst den abgenagten Ast durchs Wasser aus gegenüberliegende Ufer schleift, sätzig im Wasser damit hinüber treibend, und dann verschwindet er damit laut rauschend im Gebüsch.

So geht die Arbeit der Nager fort. Nach einer gewissen Zeit muß das erste Tier zurückgekehrt sein — die Dämmerung ist stark niedergesunken — und man erkennt nur, daß schon wieder ein großer Ast zum anderen Ufer sätzig durchs Wasser hinübertreibt, während auf dem Stamm noch der dunkel hinschleichende Körper des Wibers eben zu unterscheiden ist. Wahrscheinlich ist es das Weibchen, das am Plage bleibt, wogegen das stärkere Männchen die Abfuhr besorgt.

Zuletzt wird es so finster, daß man nichts mehr erkennen kann. Um so bernehmlicher hört man die munteren Nager an der Arbeit. Als wir uns vorsichtig erheben, um noch den Rückweg zu finden, gibt's plötzlich ein scharfes kurzes Matschen im Wasser, als hätte jemand mit einem Brett flach darauf geschlagen. Dann lautloseste Stille, nur hoch aus dem sterndurchstürzten Aether zwischen den Baumtippen weg ein verhallender geller Eulenschrei.

Die Wiberpolizei hat die Genossen gewarnt, und auf irgendein durch unier Aufstehen verursachtes Geräusch hat eins der Tiere seinen tellenartigen flachen Schwanz, den sie zum Anknöpfen beim Bau ihrer Burgen verwenden, aufs Wasser geschlagen. — Wir sind entdeckt und können gehen.

## Kleines feuilleton.

**Hundstage.** Am 24. Juli treten wir in die Zeit der Hundstage ein, die für die heißesten des Jahres gelten und denen man auch heute noch vielfach nichts Gutes zutraut. Woher kommt der merkwürdige Name dieser Wochen, woher der Aberglaube an allerlei schlimme Ereignisse, der sich mit ihnen verbindet! Hundstage sind ein viel tausendjähriges Vermächtnis, das die altägyptische *Astronomie* bis auf unsere Tage vererbt hat, denn der Sirius, dieser Stern erster Größe im Sternbild des Großen Hundes, den die Söhne des Pharao Sothis nannten, spielte bei ihnen eine große Rolle. Zunächst hatte in Aegypten als Jahresanfang der Beginn der Nilüberschwemmungen gegolten, die mit ihrem fruchtbarsten Raß für das ganze Land von größter wirtschaftlicher Bedeutung waren und noch sind. Dieser Zeitpunkt in der zweiten Hälfte des Juli kündigte sich nun astronomisch dadurch an, daß die Sonne beim Herannahen dieser Periode mit dem Sirius gleichzeitig aufging; dieser hellste Stern am ganzen Firmament war in der Morgendämmerung zu sehen. Da die Aegypter den Sothis wegen seines strahlenden Glanzes hoch verehrten, so brachten sie bald diesen Aufgang des Sternes mit der Nilüberschwemmung in enge Beziehung. Er galt als ein Vorläufer des segensreichen Hinstromens der Wasser über das Land und wurde unter die wohlthuenden Götter versetzt. Der Beginn des Jahres wurde gefeiert zu gleicher Zeit mit dem Erscheinen des Sirius in der Morgendämmerung angeordnet. Zunächst rechneten die Aegypter ein reines Sonnenjahr mit 360 Tagen, aber bald merkten sie, daß bei dieser Annahme schon nach wenigen Jahren der Beginn der Nilüberschwemmung und der des gleichzeitigen Aufganges des Sirius mit der Sonne sich sehr bedeutend gegen einander verschoben. Wie die Mythe berichtet, soll der Gott Thot der Mondgöttin Isis im Brettspiel fünf Tage abgenommen haben, die er den Menschen zu den bisherigen 360 Tagen des Jahres als Zugabe hinzusetzte, so daß sie nun 365 Tage im Jahre besaßen. Aber auch diese Tageszahl im Jahre bewirkte, wenn auch nicht so rasch, so doch allmählich eine Verschiebung des heliakischen Siriusaufganges gegen den Jahresanfang: alle vier Jahre betrug diese einen Tag, so daß also erst nach je 4 mal 365 oder 1460 Jahren der gleichzeitige Aufgang des Sirius mit der Sonne mit dem Jahresanfang zusammenfiel. Diese große Periode, die die Aegypter die Sothis-Periode nannten, ist ein Beweis dafür, daß diese alten Astronomen die Dauer eines Jahres bereits zu 365 1/4 Tagen bestimmt hatten. Diese Zahl bildete dann ja die Basis für den von Julius Cäsar eingeführten Julianischen Kalender, den auch wir noch benutzen. So stehen also die Hundstage, die von den Aegyptern als Jahresbeginn eingeführt wurden, mit unserer gegenwärtigen Jahreseinteilung in enger Beziehung.

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsanstalt u. Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Die glückverheißende Bedeutung, die man dem die Nilüberschwemmung verkündenden Sirius in der Morgendämmerung zuschrieb, fand aber nicht ihre Ausdehnung auf die ganze Zeit. Mit dem fruchtbarsten Wasser kam nämlich zugleich die Zeit der großen Higen, der gefährlichen Krankheiten, der schlimmen Epidemien und des großen Sterbens. Giftige Miasmen stiegen aus dem zurückbleibenden Schlamm des Flusses, und nach dem Segen kam das Elend, für das man nun ebenfalls den Sothis verantwortlich machte. Die Griechen, die dem Hundsgestirn den Namen Sirius gaben, übernahmen diesen Glauben an die unheilbringende Nacht des Sternes. Sie sahen in ihm einen sagenhaften Hund der Unterwelt, der von den Göttern an das Firmament veretzt sei, hielten ihn für das Sinnbild des Hundes, den Jupiter dem Totenrichter Minos schenkte. Nach den Angaben von Hippocrates und Plinius „beginnt an dem Tage, wo der Hundstern sich erhebt, das Meer zu kochen, der Wein wird schlecht, die Hunde bekommen die Tollwut, die Galle vergrößert sich und wird gereizt, alle Tiere verfallen in Schläffheit und Trübsinn; die Krankheiten, die diese Periode am häufigsten hervorruft, sind die heißen und andauernden Fieber, die Darmatarrhe und die Lohuchtsanfalle.“ Bei der ungeheuren Autorität, die Hippocrates im Mittelalter besaß, ist es kein Wunder, daß die Vorstellungen von der Gefährlichkeit der Hundstage noch bis in die neuere Zeit hinein bestehen blieben.

## Geschichtliches.

**Türken und Albanesen.** Wenn in unseren Tagen die Albanesen schlecht gelaunt sind, ist der Bestand des türkischen Reiches bedroht, die Ministerien fallen wie beim Regelspiel und alle großen und kleinen Feinde der Osmanen zeigen ein reichliches Maß von Schadenfreude. Die kriegsgewaltigen Sultane des 15. und 16. Jahrhunderts hätten freilich ungläubig gelacht, wenn man ihnen prophezeit hätte, daß ihre Enkel vor den Räubern in den albanischen Bergen zittern würden. Das Türkenvolk war damals bei weitem kleiner als heute, und Mohammed II. hatte viel weniger Krieger unter der grünen Fahne vereinigt als heute Mahmud Schewket Pascha. Aber man war einig und geschlossen und vom Sultan bis herab zum letzten Janitscharen vom gleichen Siegetwillen befeelt. In jenen Zeiten pflegten die Türken ihre Feinde nicht zu zählen, und Bulgaren und Serben, Ungarn und Rumänen, Albanesen und Griechen mußten sich in gleicher Weise vor dem Halbmond beugen. Und wenn ein Stamm sich gegen den Sultan empörte, dann konnte man im nächsten Jahre eine mächtige Schädelspyramide schauen, die die Welt darüber belehrte, wie der Türke seine Rebellen bestrafte.

Die Albanesen haben sich freilich schon im 15. Jahrhundert recht trüder gegen die Türkenherrschaft getwehrt, und sie fanden dabei an den Staaten Italiens einen mächtigen Rückhalt. Dem Königreich Neapel war es wenig angenehm, daß sich die neue Großmacht an der ihm gegenüberliegenden Küste der Adria festsetzte, und es unterstützte eifrig die Albanesen in ihrem Freiheitskampfe. Die Venetianer taten das Gleiche. Die Albanesen fanden auch einen großen nationalen Führer in Georg Kastrioti, der besser unter dem Namen *Skanderbeg* bekannt ist. Jahrzehntlang hat er von seinen Bergschlößern aus die Heere des Sultans bekämpft, und so lange er lebte, hielt der Widerstand in Albanien an. Aber schließlich war alles vergebens; 1468 starb Skanderbeg, und zehn Jahre darauf gab auch Venedig die Albanesen frei. Nun mußten sich die Stämme der türkischen Herrschaft fügen. Die Regierung des Sultans war dort ebenso milde wie in den anderen Ländern des Reiches. Die lokalen Gewalten blieben ruhig weiter bestehen und niemand wurde wegen seines Glaubens verfolgt. Da der Uebertritt zur Lehre Mohammeds die Gleichstellung mit dem herrschenden Volke und die Aufnahme in sein Heer bedeutete, machte der Islam indessen unter den Albanesen starke Fortschritte und drängte das Christentum zurück.

Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts blieb das Land vorwiegend ruhig. Unterdessen war die Türkei böllig verjumpt und die Weltkrise, wie die französische Revolution sie eingeleitet hatte, zog auch den Orient in ihre Strudel. Damals versuchte zum ersten Male wieder ein Albanese in türkischen Diensten, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu erneuern; es war *Ali-Pascha* von Jannina. Ali, der Sohn eines albanesischen Häuptlings, machte sich aus eigener Kraft zum Statthalter von Albanien und zwang die Pforte, ihn anzuerkennen. Er regierte im Stille des Harun al Raschid, hielt mit eiserner Hand Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht und suchte die europäische Zivilisation in den Bergen zu verbreiten. Er erbat sich Instruktionsoffiziere von Napoleon und trieb seine eigene Politik wie ein selbstständiger Monarch. Dreißig Jahre lang ruhte seine schwere Hand auf Albanien, bis es der Türkei endlich gelang, den gefährlichen Vasallen zu stürzen. Die Osmanen hatten zwar ihre alte Macht eingebüßt, aber ihre brutale Energie war noch nicht ausgestorben. *Ali-Pascha* zog sich vor den Truppen des Sultans auf sein Schloß mitten im See von Jannina zurück; am 1. Februar 1822 mußte er sich ergeben, und am 5. Februar wurde er geköpft. Sieben Jahre darauf verurteilten die Albanesen einen neuen Aufstand; aber *Meschid-Pascha* ließ in Bitolia 400 Albanesen zusammenkommen, und die Türken erschlugen sie bis auf den letzten Mann. 1843, 1847 und 1854 wiederholte sich das Schauspiel der vergeblichen Rebellionen, und die Türken haben Blutschuld genug in den Bergen Albanien auf sich geladen.